



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ostfriesische Volkskunde

Lüpkes, Wiard Habbo

Emden, 1925

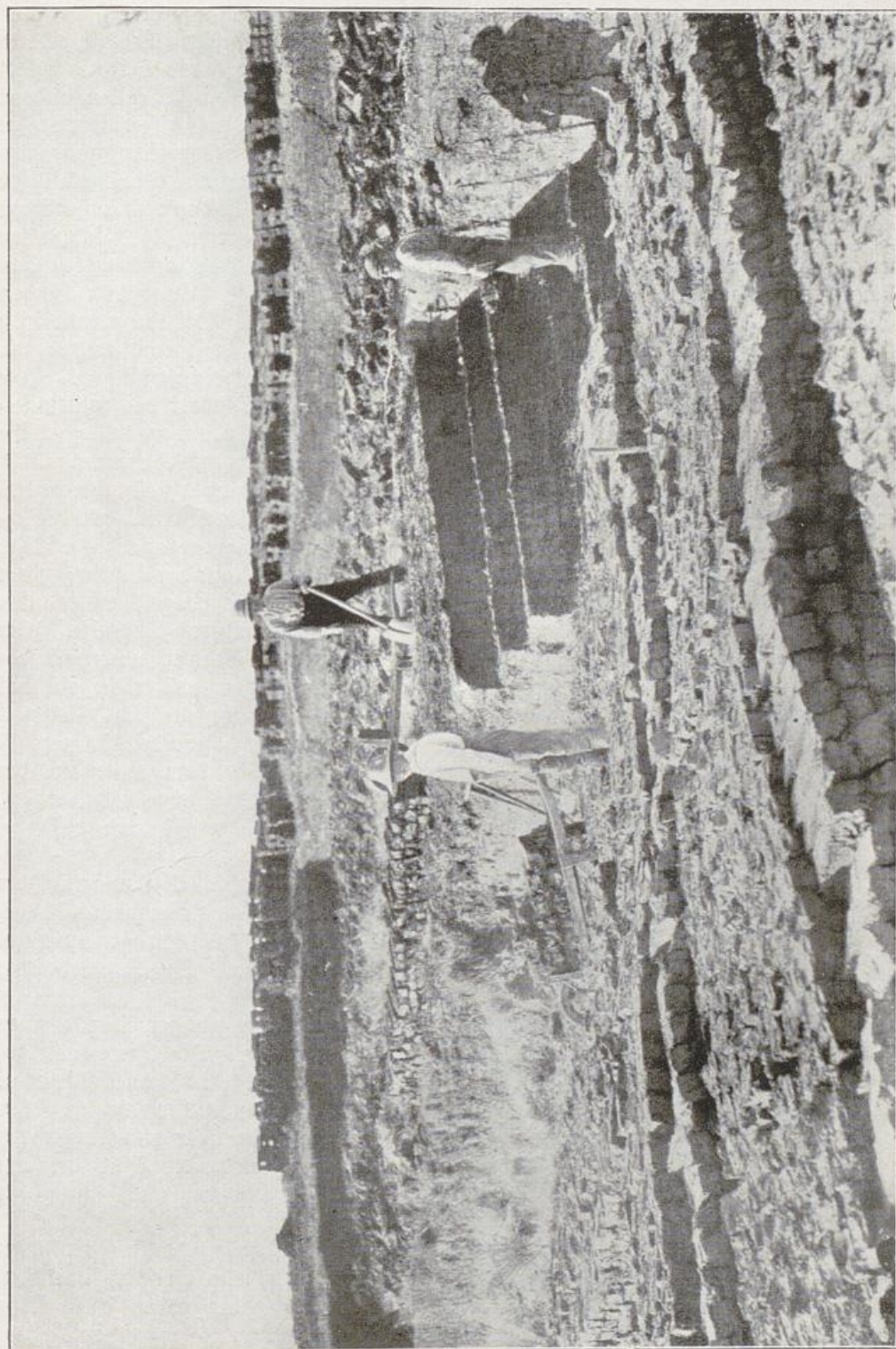
III. Tracht und Schmuck

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99241](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99241)

Regenbade oder auch mit einem leichten lauwarmen Aufguß des Tretpots. Wie lugen sie so freundlich durch die blanken Fenster, die Pantoffelblumen, Fuchsen, Geranien und Hortensien mit ihren Blütendolden; Goldlack und Heliotrop, Myrthen, Nelken und Rosen erfüllen das Zimmer mit ihrer Würze; Hyazinthen- und Arobuszwiebeln treiben in der ersten Frühlingssonnenwärme unter sich und über sich und künden den Bewohnern des Hauses: es muß doch Frühling werden. Und wenn der Frühling dann naht mit Brausen, so wird das Blumengärtchen (Bloomstück) vor dem Hausgiebel — gewöhnlich schon gegen das Osterfest hin — zurecht gemacht; es folgen die Rabatten, die sich an dem Mittelpfad des Hausgartens hinziehen. Wo sich ein Querweg damit kreuzt, ist ein passender Platz zu einem „Rundeel“. Am Ende des Gartens lädt ein Mai- oder Lüsthause in seinen nach und nach dunkler werdenden Schatten von Lindengezweig und Geisblatt oder wildem Wein; auch der nordische Bodsdorn mit seinen langen Schüssen und seinen kleinen lilafarbenen Blüten wird wohl dazu gezogen. Früher legte man vor der Laube gern einen Fischteich (Fiskeldiel) an, in den besonders Goldfische — bei den Pfarren vielleicht ursprünglich die Fische als Fastenpeise? — gesetzt wurden; im Winter tat man dieselben in Aquarien im Hause. An geschützter Stelle befindet sich vielfach — namentlich auf der Geest — ein kleiner Bienenstand im Garten; und sobald sich nun die ersten Kelche der Blumen öffnen, gibt es an sonnigen Tagen jenes Gessumme, das nach der langen Winterpause uns die Frühlingsstimmung aufs lieblichste vermittelt. Wie gern würde ich hier all die freundlichen Blumen, die holden Kinder des Frühlings und Sommers, wie sie in einen ostfriesischen Hausgarten gehören, vorführen — aber ach! es ist Winter. Nur einige späte Herbststern dauern bei den langen Nächten und schmücken den Adventsstrauch. Zudem fehlen nicht einige Immortellen und das satte Grün der Buchsbaum-Einfassungen für den Trauerkranz. In hohen Stellsels auf dem Sims des Schrankes stehen getrocknete Strohblumen und die Blütenrispen des Schilfrohrs nach alter Weise. Statt des sommerlichen „Rükels“, des frischen Sträuchchens von Krauseminze, Lavendel oder Thymian, dient nun das Riechdöschen, silbern in feiner, getriebener Arbeit mit Schwämmchen und „Angelswater“, um in der Nachmittagskirche oder dumpfer Visitenstube Erfrischung zu bieten. Das Riechdöschen könnte wegen seiner zahlreichen Typen und Kunstformen Stoff zu einer eigenen Studie bilden. Doch — das Riechdöschen leitet schon über zu dem Thema: Tracht und Schmuck.

III. Tracht und Schmuck.

Das Verdienst, durch Abbildungen und kurze Beschreibungen dazu mit aller Treue die Volks- und Rittertrachten seiner Zeit und seines Volkes der Nachwelt überliefert zu haben, hat sich schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts unser Landsmann Unico Manninga erworben. Die von ihm im Jahre 1561 eigenhändig eingeleitete Lüzburger Hauschronik enthält außer wertvollen Aufzeichnungen für die Geschichte Ostfrieslands die wichtigen im Emdener Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer 1893 veröffentlichten Trachtenbilder. Unico Manninga sagt, daß er noch die Kleidung seiner Großmutter Hija von Bisquard gekannt und ihr Geschmeide besessen habe. Dies wird ihn in Verbindung mit der Beobachtung, daß die alte friesische Nationaltracht in Abgang komme, veranlaßt haben, die Erinnerung daran auf die Nachwelt zu übertragen. Mit eigener Hand hat er über der ersten Abbildung der Kleider einer adligen Dame folgende Erklärung niedergeschrieben: „Dewille id spore, dat de olde vressche smide und Kledunge voergeit und unse nakamelingen nicht weten schoelen, wo ere



Nr. 24. Beim Torfgraben auf dem Hochmoor.

voerolderen gegā hebben, so hebbe id dith alles laten ascontrafeten und is my sulven van myne groete moeder sodane smide angearvet und nagelaten gewesen.“

Eggerik Beninga, unser so vollstümlich gerichteter trefflicher Chronist, eifernd gegen die syden Doeken und Engelschen Lappen als Mottenfraß, keines Guldens Kredit wert, schreibt, König Karl d. Gr. habe die gemeinen Friesen vor allen andern privilegiert, Gold an ihren Häuptern und bis zu ihren Füßen herab zu tragen, so viel ein jeder bezahlen könne. In Kriegsläufen und Fehdezeiten habe man jederzeit Geld von dem kostbaren Geschmeide machen können. Nach den Trachtenbildern des Manningabuches wie auch nach der sonstigen Überlieferung ist von dem angeblichen Vorrecht unserer Vorfahren in der Tat recht fleißig Gebrauch gemacht. Die Goldplatten des Eschart am Oberkörper und des Scherssoen am Kleidsrock machten das Staatskleid und Brautgewand zu einer Art Panzer, „dat se sulvest stan funden averende“. Das Laten zum Kleide selbst war rot Leydisch. Die Kopfschaube hieß „hatte“. Der Stoff dazu war 3—4 Ellen lang, $1\frac{1}{2}$ Ellen breit und wurde um den Kopf gewunden, so daß die Zipfel zu beiden Seiten herunterhingen. Eine Art Diadem bildete der „pael“ genannte Kopfschmuck, eine Abart des mittelalterlichen „schäpels“. Der im Frühjahr 1894 bei Westerhusen in Baggererde gefundene Rest eines solchen Pael entspricht genau der Beschreibung und Abbildung im Manningabuch. Das erhaltene Stück ist 10 cm breit und besteht aus 20 karätigem roten Golde, mit dunkelroten edlen Granatsteinen und mit fleischfarbigen Edelsteinen besetzt, dazwischen weiße Perlen von verschiedener Größe. Das schmale balkenartige Mittelfeld zeigt eine schuppige Drachensfigur mit anliegendem Flügel, zwei Pfoten oder Klauen in Schrittstellung, zurückgebogenem schlanken Hals, deutlich erkennbarem Auge und Rachen nebst stumpfer Schnauze. Ein Ohr ist am Hinterkopf sichtbar. Der schwerer erkennbare Schweif unterhalb des Flügels windet sich nach vorn hin und läuft zugleich nach rückwärts in ein mit Punzen gehämmertes oder eingraviertes Geranke mit akanthusartigem Blattwerk aus, das den Drachen auch an der andern Seite umgibt. Außerordentlich zart ist die aufgelötete Filigranverzierung auf dem obersten und dem untersten der drei Felder. An den Seiten und auch oben sind Scharniere angebracht, erstere, damit die Glieder sich an den Kopf anschmiegen können, letztere deuten auf eine Bekrönung hin.

Was die Männerkleidung betrifft, so bestand das Hauptkleidungsstück der Kriegsknechte und Bauern in Schafspelzen, die raue Seite für gewöhnlich nach innen gefehrt, wie solche auch heute noch ab und zu bei uns getragen werden. Man vergleiche die Redensart: *Se leert 't Ruge na buten*. Die Kopfbedeckung der Männer hieß „Kaptavel“.

Die Männer- wie Frauenkleidung wurde zusammengehalten durch einen Gürtel, woran die Schnalle von gegossenem Silber war. Die Fingerringe, oft 5—7 Lot Goldes schwer, hießen „gestrengede ringe“. Ein schönes Exemplar ist vor einigen Jahren gefunden und befindet sich in Norden in Privatbesitz. Der Beinamen „gestrengede“ rührt davon her, daß der Ringwulst über dem Finger aus drei umeinander gewundenen strangähnlichen Gewinden bestand. Eine dreifache Schnur reißt nicht leicht: also diese „gestrengede ringe“ insofern auch sinnig als Trauringe.

Der Geheimrat Virchow in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Museums für Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes in Berlin hielt es für außerordentlich anerkennenswert, daß ein wirklich deutsch fühlender edler Frieser schon vor $3\frac{1}{2}$ Jahrhunderten die kulturgeschichtliche Bedeutung erkannte, welche der Volkstracht inne wohnt. —

In dem Anhang unsers Trachtenwerks im Emdener Jahrbuch 1893 (Verlag Schwalbe, Emden) wird erstens auf anderweitige Darstellungen der friesi-

ischen Kleidung hingewiesen, z. B. finden wir im *Memoriale ling. Frisicae* von Cadovius-Müller 1691 Trauerkleidung einer Witwe. Sodann werden mit großer Gründlichkeit Zeugnisse und Schilderungen des 13.—16. Jahrhunderts über friesische Nationaltracht bei den Chronisten und in Rechtsquellen und Urkunden aufgeführt. Diese alle bestätigen und erläutern ebenso wie das aufgefundene Pael den Inhalt der Bilder und die Erklärungen Unico Manningas auf das eingehendste und in allen Einzelheiten.

Und vergleichen wir — so bemerkt Virchow — was sich heute noch an friesischen Volkstrachten in Nord- und Westfriesland sowie auf den Inseln erhalten hat, mit den Darstellungen, die jene Tafeln des Manningabuches bieten, so finden wir, daß durch vier Jahrhunderte hindurch in der Farbe, in den Schmud-sachen, in der Technik der weiblichen Handarbeiten, ja selbst im Schnitt der Kleidung nur verhältnismäßig geringe Veränderungen stattgefunden haben, d. h. was sonst ein Wahrscheinlichkeitschluß war, daß sich das Landvolf auch bezüglich der Volks-tracht im Lauf der Zeiten ziemlich gleich geblieben sei, das ist hier für Friesland durch die Trachtenbilder des Manningabuches schlagend bewiesen.

Virchow hielt es geradezu für ein Glück für die deutsche (und besonders ostfriesische) Volkskunde, daß diese Abbildungen des Unico Manninga — treu auch in allen Teilstücken nach Originalen aufgenommen — in tadelloser Erhaltung auf uns gekommen sind. Er knüpft daran den Wunsch, daß das so verdienstvolle erste friesische und zugleich erste deutsche Trachtenwerk des Unico Manninga — aus einer Zeit, wo sich fast niemand um deutsches Volkstum kümmerte — dazu beitragen möge, in unserm Volk und in unserer Wissenschaft den Sinn für deutsches Volks-tum zu fördern.

Die ostfriesische Frauentracht, wie sie um die Mitte des 19. Jahr-hunderts noch im Auricher Amt getragen wurde, wird in dem Jahrbuch 1893 kurz beschrieben von dem Superintendenten Bode, früher zu Aurich-Oldendorf. Die Familie Bode hat sich seinerzeit — was die altofriesische Tracht anbetrifft — verdient gemacht um die Ausstellung ostfriesischer Altertümer im Norden 1894. Einer Tochter des weil. Superintendenten verdanke ich eine eingehendere Beschreibung der Tracht der vorigen Generation, deren Verwertung sie mir liebenswürdiger-weise gestattet hat.

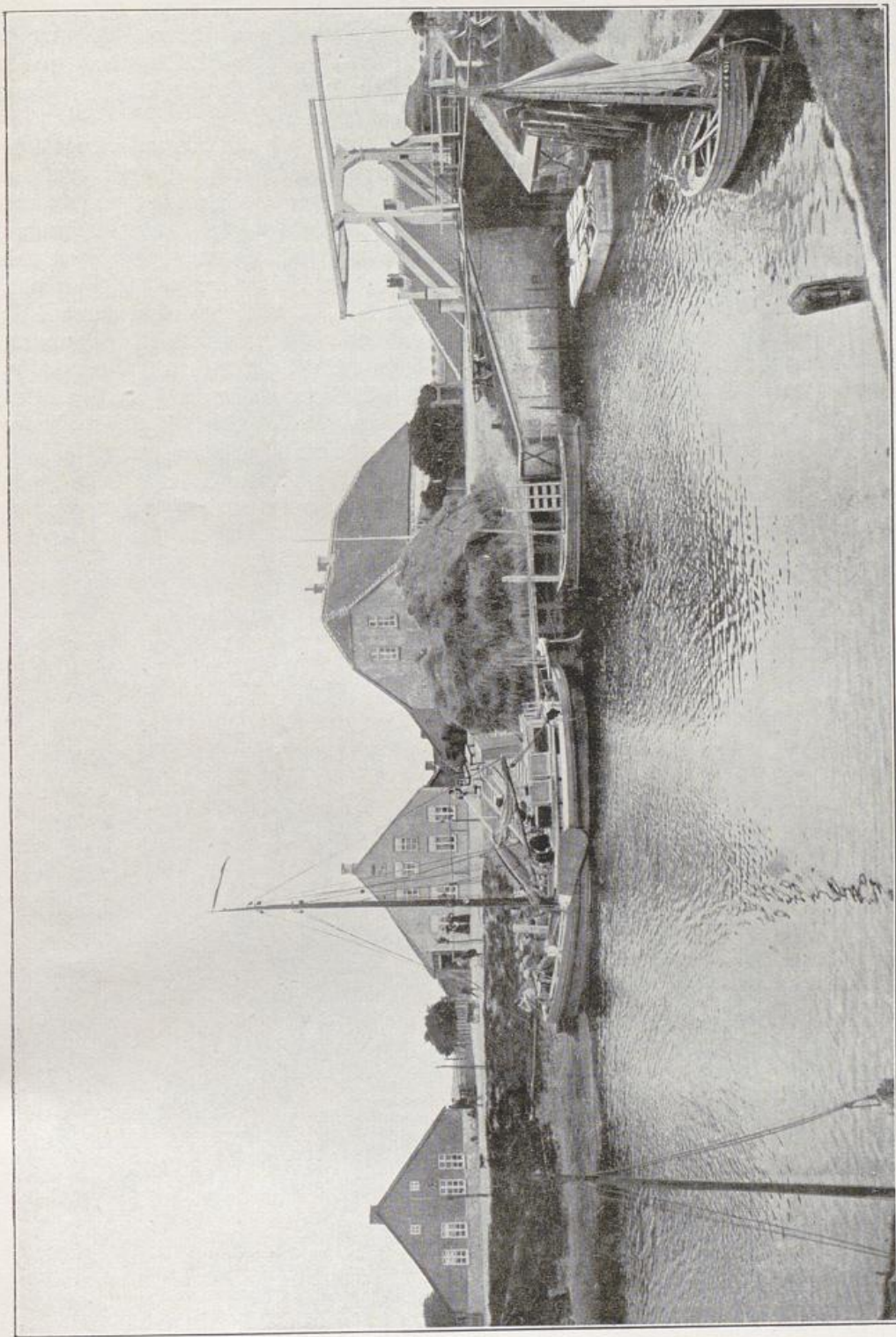
Der Sonntagsstaat einer wohlhabenden altofriesischen Bäuerin bestand aus niedrigen Schuhen von feinem Leder (ohne Schnalle), feinen hellblauen Strümpfen von „Sijettgorn“, einem fußfreien, sehr weiten, in vielen Falten gepreßten Rock von Fünfschaft (Zieffschaft). Dieser Rock war rot, dunkelblau und grün gestreift; diese Streifen waren je von feinen gelben Streifen eingefast. Darüber kam eine breite grüne oder braune Schürze von Wolldamast, nicht ganz so lang wie der Rock, mit seidenen Bändern, welche einmal um die Seite und wieder nach vorn zurückgingen und vorn in der Mitte geschleift wurden. Als Taille diente das sog. „Boströf“ (Brusttuch) von braunem damasierten „Zieffschaft“ mit eigenartigem Armelschnitt. Aus den Brusttuch-Ärmeln, welche mit je 6 silbernen Knöpfen verziert und mit Sammet eingefast sind, sehen die weißen Hemdärmel hervor, welche — in zierliche Falten geordnet — die Brusttuchärmel gleichsam garnieren und das Handgelenk freilassen. Der Halsauschnitt war ziemlich weit. Darüber kam dann ein dreieckiges sog. „Timpluch“ oder ein wärmeres vier-ediges, welches so zusammengenommen wurde, daß es ein Timpluch ergab — aus feiner Wolle, meistens in dunkelblauer Farbe mit bunter Seidenkante. Dieses Tuch hatte in einer Ecke eine große bunte Blume, manchmal mit der Hand gestickt. Es soll in Bagband eine berühmte Stickerin für diese Tücher gegeben haben. Das Timpluch wurde nun so in Falten gelegt, daß die Blume desselben ziemlich oben auf den Rücken kam und der Rand über die Schulter lief. Vorn auf der Brust

wurde es kreuzweise übereinandergelegt, vom Halse aber soweit entfernt, daß die goldene Hemdspange sichtbar blieb. Über dieses Tuch wird das „Unnerpand“ gezogen, ein sehr tief ausgeschnittenes niederartiges Kleidungsstück aus rotem Damast oder feinem bunten Kattun. Die vordere und hintere Seite dieses Unnerpands sind nur durch die schmale Schulternast verbunden. Es wird also über den Kopf angezogen bezw. der Kopf wird hindurchgesteckt. An den beiden Seiten wird es vermittelst Schnüre, welche durch Messingringe laufen, zusammengehalten. Um den Hals, der freigeblieben ist, wird ein goldenes Schloß aus Filigranarbeit (oder mit Granaten) mit silbernen Ketten, 8—12 Mal um den Hals gehend, angelegt. Die Hände oder eigentlich die Arme bekommen feine schwarze „Seidenhandschen“, in Muster gestrikt. Sie fallen in einer Schwebbe über die Hand bis an die Fingerwurzel und bekommen an der Seite beim kleinen Finger herunter oben und unten je einen Zwillingstknopf. Der Kopf wird bedeckt mit der „Hülle“. Für gewöhnlich von feinem weißen Kattun mit kleinen schwarzen Blumen, wird zum Sonntagsstaat auch gern eine solche mit großen Blumen („grootroosderge“) genommen, in schwarz oder in bunt, so daß sie dasselbe Muster aufweist, welches wir auf dem rotdresdener Teegeschirr finden. Die Hülle bedeckt den Kopf vollständig; von dem Haar bleibt vorn nur der Scheitelansatz, hinten im Nacken von dem dort abgeschnittenen nur 2 Fingerbreit sichtbar. Die Hülle ist über einem schmalen Messingbügel befestigt, welcher dem Hinterkopf dicht anliegt und über den Rand der Hülle hinaus nach vorn in den sog. „Hüllstiften“ endet. Diese Stifte sind aus Gold gefertigt und zwar stets nach demselben Muster. Sie sind etwa 2 cm lang und 1 cm breit und dienen dazu, den Bügel mit der Hülle festzuhalten, indem sie so gebogen sind, daß sie sich am Ansatz der Backenknochen etwas klemmen. Unten am Hinterkopf war ein Band zum Zuziehen der Hülle angebracht, welche derselben eine dem Kopf entsprechende Form gab. Dieses schmale, weiße Band wurde dann rund um den Hinterkopf gelegt und mit einer Stednadel befestigt. Endlich werden noch große Ohrringe angelegt, welche eine in Filigran gearbeitete Breitseite haben und in denen querdurch ein ganz feines Ketten und ebensolch ein Herzchen baumelt — und der nicht gerade einfache Sonntagsstaat ist fertig.

Der Konfirmations-, Abendmahls-, Trauungsanzug unterschied sich dadurch, daß der Rock schwarz und weiß gestreift war, während Schürze und Unnerpand aus schwarzem Wolldamast, das Brusttuch aus schwarzem Tuch (Laken) und das Lintuch aus weißem Mull mit weißer Stiderei angefertigt war. Das Spezifische dieser Tracht war aber eigentlich das „Fleppmützke“, ein Mullhäubchen, welches den Hinterkopf nur halb, die Stirn aber vollständig bedeckte. Dieses Fleppmützke wurde nie allein, sondern stets über eine weiße mit kleinen schwarzen Blumen gemusterte Hülle aufgesetzt. Die schmalen Bänder desselben wurden nicht aufgesteckt wie bei der Hülle, sondern hingen auf die Schultern herab. Bei wohlhabenden Bäuerinnen war der Teil des Mützchens, der auf der Stirn lag, meist von kostbaren Brabanter oder Brüsseler Spitzen. Aber auch ohne die letzteren stand dies Fleppmützke gut zu Gesicht. Ich erinnere mich noch, so schreibt meine Gewährsmännin, daß es mir als Kind schon auffiel, wie das Fleppmützke den Zügen eine gewisse Weichheit und Feinheit verlieh. Es wurde auch den Verstorbenen im Sarge angelegt.

Von der Männertracht ist nicht viel zu sagen. Sie bestand aus Schuhen mit großen silbernen Spangen, sogenannten „Schörthasen“, (Strümpfen, deren Fußende abgeschnitten oder gekürzt), Kniehosen von schwarzem Samtmanchester, einem langen Rock von dunkelblauem Tuch und rauhem Zylinderhut.

Die Berichterstatteerin, Frau Pastorin Martha Köppen geb. Bode zu Warsingsfehn, schließt etwas wehmütig: Es ist lange, lange her, seitdem die Menschen sich so



Nr. 25. Friedrichshafen bei Carolinensiel.

kleideten und sich in dieser Kleidung auf der Höhe befanden. Ich weiß aber noch genau, wie Papa und alte Leute aus Mürich-Oldendorf die Trachten erklärten — nämlich so wie ich versucht habe, es Ihnen wiederzugeben. Wenn ich mich so hineindenke, kommt mir der Wunsch, mich in die Zeit von Alt-Oldendorf zurückversetzen zu können, nicht bloß wegen ihrer äußeren Lebensweise und Tracht, sondern vor allem wegen ihrer Denkungsart und Lebensauffassung.

Der Prozeß des Untergangs der alten Tracht muß als ein natürlicher und unaufhaltsamer betrachtet werden, und man darf sich auch nicht allzuviel von den an sich lobenswerten Bestrebungen zur Erhaltung der Volkstrachten versprechen. Die Lebensweise, die Gebräuche, der Hausstil, die Tracht wachsen aus dem Innern des Volkes, aus seiner Geschichte, seinen Boden- und klimatischen Verhältnissen und seinen wirtschaftlichen Zuständen hervor. Gebt dem Bauer wieder die Zustände, daß er seinen Rodloden, sein Schuhleder, seinen Hutfilz, seine Hemdleinwand selbst erzeugt, — und seine Tracht ist dann vielsagend und interessant. Selbst gesponnen, selbst gemacht, ist die beste Bauerntracht. Aber schon in Sebastian Brants „Narrenschiff“ heißt es von den Landleuten: Der Zwillch schmeckt ihnen nicht mehr sehr, sie wollen keine Kittel mehr. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts trug die billige Fabrikware vollends den Sieg davon, und seitdem haben sich alle wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse vereinigt, um der Volkstracht der einzelnen Stämme und Landschaften den Todesstoß zu versetzen. Um so erfreulicher ist es, daß wir überhaupt Kunde haben von den Trachten unserer Altvordern.

